

Marx im Westen

Ingo Elbe, Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Akademie-Verlag, Berlin 2008, 644 S., 49,90 Euro

Ingo Elbe hat mit „Marx im Westen“ einen Text vorgelegt, der allein wegen seines Umfangs von deutlich über 600 Seiten das Zeug zum Standard- und Nachschlagewerk zu den Debatten marxistischer Theoretiker im Westdeutschland der 1960er und 70er hat. Er versteht sein Buch selbst als Beitrag zu einer Aufarbeitung der Marx-Rezeption seit 1965 in Westdeutschland, die Elbe als „neue Marx-Lektüre“ definiert. Dieser sei es im Wesentlichen um dreierlei gegangen: um ein „adäquates Gegenstands- und Methodenverständnis der Marxschen Ökonomiekritik“ (9), und um deren staats- als auch revolutionstheoretische Implikationen. Mit dem Begriff der „neuen Marx-Lektüre“ nimmt Elbe eine Abgrenzung zum so genannten Traditions-marxismus vor, worunter im Wesentlichen die verschiedenen Spielarten des Marxismus-Leninismus zu zählen wären. Drei zentrale Topoi dieser Abgrenzung führt Elbe an: erstens der werttheoretische Substanzialismus, der letztlich doch wieder zu jenem „Stundenzettelsozialismus“ geführt habe, gegen den Marx selbst polemisierte. Zweitens die manipulationstheoretischen und instrumentalistischen Staatsauffassungen, wie sie schon bei Lenin hervorgetreten seien. Und drittens arbeiterbewegungszentrierte bzw. „arbeitsontologische“ revolutionstheoretische Deutungen von Marx. Der „kognitive Primat des Logischen“ (53), die Kritik der historizistischen Methodenorthodoxie als

methodisches Grundprinzip der „neuen Marx-Lektüre“, gehe wesentlich auf die struktural-marxistische Schule Althusser zurück. Diese selbst zählt Elbe allerdings nicht zur „neuen Marx-Lektüre“.

Elbes Darstellung zeichnet als wesentliche Etappe den Bruch mit der orthodoxen Ineinssetzung von Marx und Engels. Engels sei eben genau jener Bezugspunkt eines werttheoretischen Substanzialismus und einer historizistischen Deutung des Anfangs des „Kapital“, an den der Partei-ML dann anknüpfen konnte. Gerade im ersten Teil von „Marx im Westen“, zur werttheoretischen Debatte, bildet die Abgrenzung zu Engels geradezu einen Gradmesser dafür, wie weit sich Autoren dem theoretischen Wendepunkt dieser Debatte angenähert haben, an dem Marx' Kritik der Politischen Ökonomie als „monetäre Werttheorie“ erkannt werde. Im Anschluss werden die Rekonstruktionen der formgenetischen Methode im Anfang des „Kapital“ anhand der Begriffe abstrakter Arbeit, Wertform und Austauschprozess, Übergang Geld zu Kapital erörtert und präzisiert.

Dem sind Überlegungen zur Marxschen Methode und einer Rekonstruktion der „Dialektik“ und der Debatte, die darum stattgefunden hat, vorausgestellt. Dieser Teil des Werks setzt bei den Leser/innen weitreichende Vorkenntnisse sowohl in analytischer Logik als auch über den Anfang des „Kapital“ voraus. Das erschwert wesentlich die Auseinandersetzung mit dem, was Elbe als zentrale „objekttheoretische Konsequenzen“ der Methodendiskussion bezeichnet, also eigentlich das Kern-

stück der „neuen Marx-Lektüre“: Marx' „Kritik der politischen Ökonomie“ als reiner Formtheorie des Ökonomischen, quasi „entschlackt“ von allem empirischen und konkret-historischen Beiwerk. Darin wird sowieso durchgehend der unangemessene Versuch der „Popularisierung“ gesehen. Allerdings überzeugt nicht recht, dass Marx einer Popularisierung seiner Gedanken ganz abgeneigt sein soll.

Immer wieder eingestreut finden sich auch neuere Kritiken an der marxistischen Theoriedebatte, die nicht unmittelbar aus der „neuen Marx-Lektüre“ erwachsen sind. So streut Elbe sowohl im Werttheorie- als auch im Staatsableitungsteil Auseinandersetzungen mit im Kern sprachanalytischen Kritiken u.a. an Marx' Herleitung von Wert und Werts substanz (265ff.) ein, die eher deplaziert wirken und sicherlich zu den (für sich spannenden) Sequenzen des Textes gehören, die einer besseren Lesbarkeit wegen auch genauso gut hätten fallengelassen werden können. Anderes ist durchaus interessant zu lesen; so die Darstellung der Debatte um die Arbeitswerttheorie, die sich vor dem Hintergrund des neoliberal-libertären Geraunes vom „Ende der Arbeit“ auch noch mal anders rechtfertigen muss als am Ende der Vollbeschäftigungsära (237ff.). An anderer Stelle (Exkurs zum Übergang von Wert zu Kapital) wird die Debatte um Sinn oder Unsinn einer „sozialistischen Marktwirtschaft“ lediglich angedeutet. Dies wären sicherlich Punkte, an denen eine „neue Marxlektüre“ mehr sein könnte als akademisches Hobby, sondern – ganz in Marxscher Tradi-

tion – Beiträge zur Kritik der heutigen alternativen politischen Ökonomie der Linken leisten könnte. Doch leider weigert sich der Autor nicht nur an dieser Stelle, jeder möglichen konstruktiven Debatte um politische Praxis und Möglichkeiten emanzipatorischer Intervention.

Nach der Aufbereitung der zentralen Debatte der „neuen Marx-Lektüre“ um die Werttheorie folgen die nächsten beiden wesentlichen Debattenstränge: Die berühmt-berüchtigte „Staatsableitungsdebatte“ der Westlinken in den 1970er Jahren und die Krise der Revolutionstheorie.

Zentral für die Staatsableitungsdebatte seien drei Fragestellungen: 1. Warum ist neben oder über der Ökonomie eine Zwangsgewalt notwendig, wo doch in der Ökonomie selbst der „stumme Zwang“ herrscht, und warum hat diese Zwangsgewalt einen rechtsstaatlichen Charakter? (Elbe weist im hinteren Teil zu Recht darauf hin, dass dies keineswegs der Normalzustand ist) 2. Was ist der systematische Zusammenhang von Kapital, Klassenverhältnissen und Ökonomie? Was sind die Grenzen dieser Zwangsgewalt bei der Intervention in die ökonomischen Verhältnisse? 3. Warum erscheint diese Zwangsgewalt den Bürgerinnen und Bürgern legitim und neutral?

Im dritten Teil um die „revolutionstheoretischen Implikationen“ der „neuen Marxlektüre“ gelingt es Elbe deutlicher als im Teil zur Werttheorie noch einmal, auf eines ihrer größten Verdienste hinzuweisen: nicht nur der Unterscheidung zwischen Marx und Marxismus, zwischen Marx und Engels, sondern auch der zwischen Marx und Marx in den

unterschiedlichen Stadien seiner Entwicklung. Die „Krise der Revolutionstheorie“, die Elbe hier seitens der „neuen Marxlektüre“ ausmacht, geht genau auf jene „Herausarbeitung des formanalytischen Gehalts des Marxschen Werks gegen dessen geschichtsphilosophische Aspekte“ (515) zurück. Noch stärker als in der Staatsableitungsdebatte wird hier der Bruch mit dem „Traditionsmarxismus“ deutlich: wenn in der „neuen Marx-Lektüre“ der Klassenbegriff nur noch als „formanalytisches Konzept ohne originäre systemtranszendierende Elemente gedeutet“ wird (597), dann stellt sich die Frage nach dem Träger gesellschaftlicher Umwälzung noch einmal neu – und bleibt in der Logik des Textes unbeantwortet.

Dirk Burczyk